

An aerial, high-angle photograph of a massive crowd of people gathered in an open urban space, possibly a square or a wide street. The crowd is dense and fills most of the frame. In the background, there are some buildings and what appears to be a street with a few vehicles. The overall tone is historical and somber.

Thomas Apolte

# Der Mythos der Revolution

SACHBUCH



Springer

---

# Der Mythos der Revolution

---

Thomas Apolte

# Der Mythos der Revolution

 Springer

Thomas Apolte  
Westfälische Wilhelms-Universität  
Münster, Deutschland

ISBN 978-3-658-27938-7      ISBN 978-3-658-27939-4 (eBook)  
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-27939-4>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2019  
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.  
Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.  
Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Springer ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.  
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

## Prolog

Manchmal scheint das Leben selbst zu entscheiden, womit sich ein Mensch im Laufe der Zeit immer wieder beschäftigt. Geplant war es in meinem Falle jedenfalls nicht, aber das Thema Revolution sollte mir wieder und wieder über den Weg laufen. Zwar war es zunächst immer eine Art Nebenprodukt im Zusammenhang mit ganz anderen Fragen. Aber von Mal zu Mal nahm es einen größeren Raum ein, und so schob es sich schrittweise ins Zentrum meiner Forschungsarbeit.

Andererseits habe ich diesem schleichenden Prozess aber auch keinen allzu großen Widerstand entgegengesetzt. Zwar erschienen mir andere Themen oft wichtiger, vor allem für meine Laufbahn als Hochschullehrer. Und so manche nicht ganz unberechtigte Warnung habe ich noch in den Ohren, wonach es für eine solche Laufbahn vielleicht nicht allzu förderlich sei, sich angesichts vielfältiger anderweitiger Probleme vor allem praktischer Art mit einer derart exotischen Materie zu befassen. Aber solche Aspekte konnten am Reiz des Themas nichts ändern, und diesen Reiz scheint es nicht allein auf mich auszuüben. Das lässt sich schon an der Resonanz seitens unserer Studierenden erkennen, wenn wir wieder einmal ein Seminar über Revolutionen anbieten, oder wenn wir Abschlussarbeiten dazu vergeben. Kein Zweifel: Das Thema Revolution ist exotisch, aber sexy – man denke nur an den Kult um Che Guevara.

Begonnen hatte alles mit einem Seminar im Fach Soziologie zum Thema „Theorien der Revolution“, in das ich mich als Student ähnlich begierig eingeschrieben hatte, wie das heute viele unserer Studierenden tun. Bis dahin gab es für mich ebenso wie für die meisten meiner Freunde eigentlich nur eine wirkliche Theorie der Revolution, und das war jene von Marx und Engels. Gewiss wurde immer schon viel über das Thema geschrieben und beschrieben, aber von einer *Theorie* der Revolution, die nicht aus der Feder von Marx und Engels stammte, war mir nichts bekannt, und ich konnte mir kaum vorstellen, dass es eine gab. Was hätte der Marxschen Theorie in ihrer logischen Stringenz auch das Wasser reichen können?

Tatsächlich lieferte mir das Seminar keine überzeugende Alternative zu der Theorie von Marx und Engels. Und doch zerstörte es mein Urvertrauen in sie. In subtiler Weise säte es Zweifel, und deren Triebe wuchsen schnell und ließen mich nicht mehr los. Was war geschehen? Eigentlich nicht viel, wenn man davon absieht, dass mir die bislang einzige überzeugende Theorie der

Revolution nicht mehr rundum plausibel erschien. Und das hatte keine ideologischen Gründe. Es hatte nichts mit dem Status von Marx und Engels als geistige Väter des Kommunismus zu tun. Deshalb hatte es auch nichts damit zu tun, dass man ihrer Theorie scheinbar zwangsläufig anhängen müsste, wenn man eher links war, und sie eher ablehnen müsste, wenn man eher rechts war. Das leuchtete mir ohnehin nicht ein, denn entweder ist eine Theorie wahr oder sie ist falsch. Was kann es ändern, ob jemand, der sich damit befasst, eher links oder eher rechts ist? Schließlich hängt auch die Wahrheit der Gravitationsgesetze oder jene der Quantentheorie nicht davon ab, ob man Sozialist ist oder Kapitalist. Und ob die Erde um die Sonne kreist oder die Sonne um die Erde, hängt nicht davon ab, ob wir katholisch sind oder nicht. So viel hatten wir doch eigentlich schon gelernt.

Mit rechts oder links, Kapitalist oder Sozialist hatten meine Zweifel also nichts zu tun. Vielmehr setzten sie an der Plausibilität an, der logischen Stringenz; und von der war ich nach dem Seminar nicht mehr restlos überzeugt. Die Dinge passten einfach nicht mehr so schön zusammen wie vorher. Und so zerbröselte die Faszination an dieser Theorie vor meinem geistigen Auge, auch wenn ich nichts hatte, was ich an ihre Stelle hätte setzen können. Ich hatte keine neue Theorie der Revolution, nur eine in Trümmern liegende alte.

Nun mag man sich fragen, wozu man eine solche Theorie braucht. Wozu also braucht man eine Theorie der Revolution? Wozu braucht man überhaupt eine Theorie? An der Antwort auf diese Frage hatte ich nie Zweifel, bis heute nicht. Man braucht sie, wenn man verstehen will, *warum* etwas geschieht. Auf unser Thema angewendet, heißt das: Warum sind Herrschaftssysteme oft über lange Zeit stabil? Und warum werden sie dann doch mitunter von einem Sturm der Revolution weggefegt? Was sind die tieferen Ursachen? Für Marx und Engels war die Sache klar: Wenn die Unterdrückung der Massen ebenso wie der Umfang der unterdrückten Massen immer größer wird, dann werden sich diese Massen irgendwann ihrer Unterdrücker erwehren. Sie lassen sich ihre Unterdrückung nicht mehr bieten, sobald sie merken, dass sie gemeinsam stark genug sind. Ist das plausibel? So scheint es, und es scheint sogar zwingend logisch zu sein.

Meine Zweifel wuchsen dennoch, und sie wuchsen umso mehr, je mehr ich mich mit dem Thema beschäftigte. Natürlich folgt aus diesen Zweifeln nicht, dass sich eine Bevölkerung niemals ihrer Unterdrücker erwehren würde. Das zu behaupten widerspräche schließlich den Fakten, denn Bevöl-

kerungen haben das immer wieder einmal getan. Es ist vielmehr die Begründung dafür, dass sie es manchmal tun, an der die Zweifel wuchsen. Wir werden sehen, dass die Marxsche Begründung tatsächlich nicht plausibel ist. Zwar ist der erste Eindruck ein ganz anderer. Aber die Wahrheit ist komplizierter. Besser gesagt: Sie ist ziemlich grundlegend anders. Und genau in diesem Punkt wartet im Verlauf dieses Buches eine ganze Reihe von Überraschungen auf uns. Dinge, die uns auf den ersten Blick plausibel erscheinen, werden sich als unhaltbar erweisen. Und Dinge, die auf den ersten Blick gar nicht einleuchten wollen, werden sich bei näherem Hinsehen als plausibel erweisen. So ist es häufig, wenn man tiefer eintaucht in die Ursachen der Dinge: Man findet Einsichten, die gern einmal der ersten Intuition widersprechen. Das führt nicht selten zu Ablehnung, vor allem seitens jener, die ihr Weltbild schon vor dem Eintauchen in die tieferen Ursachen festgelegt hatten und dieses nun in Gefahr sehen. Aber wer sich vor solcherlei Erschütterungen seines Weltbilds nicht fürchtet, der wird es spannend finden, tiefer einzutauchen. Jeder, dem es auch so geht, ist herzlich eingeladen.

Dabei geht es mir gewiss nicht darum, alte Meister wie Marx und Engels oder auch nur deren Arbeit zu diskreditieren. Schon gar nicht geht es darum, deren Weltanschauung oder Persönlichkeit zu beurteilen. Sie zu kritisieren oder zu würdigen sind Dinge, mit denen sich andere ausführlich beschäftigt haben. Dem wollen wir hier nichts hinzufügen. Worum es uns vielmehr gehen wird, sind Fragen wie diese: Wie koppeln sich Herrscher von den Interessen ihres Volkes ab, damit sie reich und mächtig sein können, ohne von aufbegehrenden Massen behelligt zu werden? Oder allgemeiner: Was ist die Grundlage der Macht der Wenigen über die Vielen? Erst wenn wir das verstanden haben, eröffnen sich Antworten auf die folgenden Fragen: Wann bröckelt die Macht der Wenigen über die Vielen? Wie kommt es, dass diese Macht manchmal – aber eben nur manchmal – unter dem Druck aufbegehrender Massen wie ein Kartenhaus zusammenfällt? Schließlich: Was kommt danach? Werden die Dinge nach einer Revolution generell besser? Oder gerät umgekehrt die Bevölkerung vom Regen in die Traufe? Genauer gesagt: Wann müssen wir das eine befürchten, und wann dürfen wir auf das andere hoffen?

Dies sind unsere Fragen, und um sie zu beantworten, bedienen wir uns des modernsten Stands der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung. Das hat offensichtliche Vorteile, aber es hat auch zwei Eigenschaften, die man als Nachteile empfinden mag. Erstens: Moderne gesellschaftswissenschaftliche

Forschung erlaubt keine großen Würfe à la Marx und Engels mehr. Eine große, alles umspannende und immer wahre Theorie über die Welt im Allgemeinen und im Besonderen ist mit einem modernen Wissenschaftsverständnis nicht mehr vereinbar. Daher müssen wir mit mehr oder weniger kleinen Mosaiksteinchen arbeiten, um uns Stück für Stück ein Bild zu errichten. Das mag sich mühsam anhören, aber so schlimm ist es eigentlich nicht, denn jedes Mosaiksteinchen ist allein für sich selbst schon interessant. Zweitens arbeitet die moderne gesellschaftswissenschaftliche Forschung inzwischen mit sehr abstrakten Methoden. Sie bedient sich immer komplexer werdender statistischer Verfahren, und auch die formale Mathematik hat – wie in fast allen Wissenschaften – längst auch in die Gesellschaftswissenschaft Eingang gehalten. Das hat dazu geführt, dass moderne gesellschaftswissenschaftliche Originaltexte fast nur noch Fachleuten zugänglich sind.

Aber keine Angst: Damit will ich niemanden langweilen oder überfordern. Das Buch ist vielmehr bewusst so geschrieben, dass es für alle, die Interesse haben, lesbar und hoffentlich auch lesenswert und vor allem unterhaltsam ist. Vorkenntnisse gleich welcher Art braucht niemand. Allerdings setzt es hier und dort durchaus voraus, recht konzentriert zu lesen und sich das ein oder andere Mal auf etwas abstrakte Gedankenspiele einzulassen. Aber auch das kann ja sehr reizvoll sein. Gewiss mag man fragen: Wieso kommt ein Buch über ein gesellschaftliches Phänomen wie Revolution nicht ohne abstrakte Gedankenspiele aus? Der Grund ist eigentlich ganz einfach: An einer Revolution sind immer recht viele und unterschiedliche Personen beteiligt, welche in einer nicht ganz einfachen Weise miteinander interagieren. Das lässt schon erahnen, dass die Dinge schnell etwas verzwickelt werden können.

Vor ein paar Jahren organisierten Studierende verschiedenster Fachrichtungen der Universität Münster ein interdisziplinäres Wochenendseminar zum Thema Revolution. Sie baten mich, im Rahmen dieses Seminars einen Workshop zum Thema „Spieltheoretische Analyse von Revolution“ zu leiten, und ich sagte zu. Die Teilnehmer des Workshops waren bunt gemischt, und sie kamen aus allen möglichen Disziplinen: Sie studierten Politik, Soziologie oder Psychologie, manche Ökonomie, Mathematik oder Physik. Aber was auch immer ihr Hintergrund war – alle waren sie begeistert dabei. Gewiss rümpften sie oft ungläubig ihre Nasen, wenn unsere Ergebnisse ihrer Intuition widersprachen und sich nicht recht in ihr Alltagsverständnis von Politik und Macht einfügen wollten. Aber gerade das reizte sie nicht allein

zu Widerspruch, sondern vor allem auch dazu, die Dinge neu für sich zu denken.

Der Workshop hat mir seinerzeit großen Spaß gemacht, und so war mit ihm die Idee zu diesem Buch geboren. Allerdings hat es dann doch noch einmal eine Weile gedauert, bis das Projekt Fahrt aufnahm und das Buch zu wachsen begann. Aber nun ist es fertig, und ich hoffe, dass es möglichst viele Leser in ähnlicher Weise dazu anregt wie seinerzeit die Workshop-Teilnehmer, ganz neu über die Dinge nachzudenken und unkonventionelle Einsichten zu gewinnen – auch und vielleicht gerade, wenn sie dem Alltagsverständnis widersprechen. Wer sich darauf einlässt, wird nicht allein ein neues Verständnis von Revolutionen gewinnen, sondern ganz generell viel über die innere Logik politischer Macht lernen und verstehen. Versprochen!

Und keine Angst: Wer nicht gerade eine orthodox-marxistische Ideologie vor jedweder geistigen Verunreinigung schützen möchte, wird hier sein Weltbild nicht erschüttert finden. Vielmehr wird seinen Marx und seinen Engels auch weiterhin in Ehren halten können, wem daran – aus welchen guten Gründen auch immer – gelegen ist. Dagegen spricht nichts, jedenfalls nichts, was in diesem Buch steht.

Das Buch ist entstanden auf der Basis langjähriger Forschungsarbeit. Das habe ich nicht isoliert für mich gemacht, sondern im Rahmen meines Lehrstuhlteams am Centrum für Interdisziplinäre Wirtschaftsforschung der Universität Münster. Dort forschen wir seit vielen Jahren zusammen über politische Regime und ökonomische Entwicklung, mit viel Theorie und viel Statistik im Rahmen zahlreicher Seminare, Einzelvorträge, Tagungen und unzähliger Diskussionen über Forschungspapiere, die wir teils zusammen, teils jeder für sich geschrieben und teilweise schon veröffentlicht haben. Ohne dieses ganze Umfeld wäre das Buch nicht entstanden, nicht einmal die Idee dazu. Alle Mitglieder des Teams sind immer mit großem Enthusiasmus und mit viel Freude dabei. Jeden Tags aufs Neue macht es großen Spaß, ein Teil davon zu sein. Manche aus dem Team haben enger, andere weniger eng an meinem Revolutionsthema gearbeitet, aber irgendwie waren sie alle hier und dort beteiligt. Aktuell sind das vor allem: Fridjof Bahlburg, Alfa Farah, Lena Gerling, Dennis Goldig, Helena Helfer, Kim Leonie Kellermann, Olga Lumina und Anna Nowak. Nicht unerwähnt bleiben sollten ehemalige Teammitglieder, die ebenfalls an dem Thema beteiligt waren, allen voran Marie Möller, Thomas Ostertag und Rahel Schomaker. Sie und viele andere

machten und machen unseren Lehrstuhl zu einem großartigen Team, dem ich zu großem Dank verpflichtet bin.

Die ersten Ideen zu dem Buch entwickelte ich gemeinsam mit Dagmar Ziegner, einer freien Journalistin, der ich in langer, bis in unsere Studienzeit zurückreichender Freundschaft verbunden bin. Ursprünglich wollte sie als Ko-Autorin dabei sein. Sie hat sich dann aber anders entschieden, und für ihre Gründe habe ich natürlich Verständnis. Ihr einziges Problem ist, dass sie meine Fähigkeiten dauernd überschätzt. In jedem Falle bin ich ihr für viele Diskussionen, Ideen und jederzeitigen Ansporn dankbar. Eine fast ebenso lange Freundschaft verbindet mich mit Ulrike Michalski, auf deren seltene Fähigkeit, Texte akribisch zu lesen, ich wieder einmal zurückgreifen durfte. Nicht minder bin ich meiner Frau Beate zu großem Dank verpflichtet. Sie war nicht nur die erste Leserin, die das Manuskript komplett gelesen hatte. Vielmehr repräsentiert sie perfekt jenes Profil interessierter Leser, das ich immer vor Augen hatte. Deshalb konnte ich mich beruhigt an die Veröffentlichung machen, nachdem sie das Manuskript für geeignet erklärt hatte.

Nicht selbstverständlich war die hervorragende Zusammenarbeit mit dem Verlag Springer Gabler und hier vor allem mit Isabella Hanser und Renate Schilling, die das Projekt zu meiner großen Freude mit erkennbarer Überzeugung sowie mit Professionalität und jederzeitiger Hilfsbereitschaft betreut haben. Schließlich haben sehr viele weitere Menschen, Kollegen aus dem In- und Ausland, Doktoranden, Studierende und Freunde in den letzten Jahren in jeweils ganz unterschiedlicher Weise zum Entstehen des Buches beigetragen – oft ohne es zu wissen. Ich kann sie nicht alle aufzählen. Aber ihnen allen danken kann ich schon, und dies sei hiermit gern geschehen. Wer immer sich also angesprochen fühlt, liegt damit richtig.

Münster, September 2019  
Thomas Apolte

## Inhaltsverzeichnis

Prolog	5
1. Eine kurze Geschichte der Revolution	13
2. Die Machtbasis eines Diktators	31
3. Fakten, Fakten, Fakten	59
4. Die versehentliche Revolution	73
5. Schicksalhafte Verkettungen	93
6. Die Logik des autokratischen Machtkerns	109
7. Die Stabilität der Befehlsketten	141
8. Revolutionäre Führer	175
9. Warum die Revolution so oft ihre Kinder frisst	201
10. Revolution und Demokratie	217
Literatur	237
Personen- und Sachregister	245



# 1. Eine kurze Geschichte der Revolution

„Die großen Begebenheiten in der Welt werden nicht gemacht, sondern finden sich.“<sup>1</sup>

(Georg Christoph Lichtenberg)

Als der legendäre polnische Arbeiterführer Lech Wałęsa am 31. August 1980 auf der Leninwerft das Danziger Abkommen mit den kommunistischen Machthabern Polens unterzeichnete, wird er nicht geahnt haben, dass er zehn Jahre später zum ersten Präsidenten eines freien und demokratischen Polens gewählt werden würde. Wohl um der Sache keine allzu große öffentliche Bedeutung zukommen zu lassen, schickte die polnische Regierung nur den damaligen Vizepräsidenten Mieczyslaw Jagielski zur Unterschrift nach Danzig. Dessen geschichtsträchtiger Name konnte allerdings auch nichts daran ändern, dass er schon bald in Vergessenheit geriet. Jedenfalls wird Jagielski die zeitgeschichtliche Bedeutung dieses Ereignisses seinerzeit ebenso wenig erfasst haben wie Wałęsa. Und doch hatten die beiden mit ihrer Unterschrift nicht weniger als das Ende der kommunistischen Herrschaft in Mittel- und Osteuropa besiegelt, denn mit ihr hatten sie die erste freie Gewerkschaft des ehemaligen Ostblocks legalisiert. Auch wenn der General und Ministerpräsident Wojciech Jaruzelski gut ein Jahr später das Kriegsrecht verhängte und in der Folge die Solidarność verbot, so wurden die polnischen Kommunisten diese Gewerkschaft und mit ihr die nicht zuletzt von der katholischen Kirche unterstützte Masse des protestierenden Volkes doch nie wieder los. Kein Blatt schien zwischen die Kirche, die Solidarność mit ihrer Ikone Wałęsa und die Masse des Volkes zu passen, so sehr sie sich alle später auch im freien Polen zerstritten.

Kaum mehr als acht Jahre nach der Verhängung des Kriegsrechts und dem Verbot der Solidarność akzeptierte die polnische Regierung im Frühjahr 1989 abermals Gespräche mit der zu diesem Zeitpunkt offiziell noch verbotenen Opposition. Damit war der erste der berühmten Runden Tische des untergehenden kommunistischen Zeitalters gegründet, und sein Beispiel machte rund um die Staaten des damaligen Warschauer Pakts schnell Schule. Im Ergebnis des polnischen Runden Tisches kam es am 5. April 1989 zur Wiederzulassung der Solidarność und schließlich am 4. Juni 1989 zu den ersten zumindest teilweise freien Wahlen in der Welt der ehemals sozialistischen Staaten. Aus ihnen ging der bürgerlich-katholische Intellektuelle Ta-

---

<sup>1</sup> Lichtenberg (1793/2017), K 170.

deusz Mazowiecki als Ministerpräsident hervor, und der berief den seinerzeit bereits global renommierten Ökonomen Leszek Balcerowicz zum Finanzminister. Gemeinsam leiteten sie mit internationaler Unterstützung jene Schritte ein, die die chronisch chaotischen wirtschaftlichen Zustände in Polen in das überführten, was Beobachter heute mit Recht als das polnische Wirtschaftswunder bezeichnen.<sup>2</sup>

Kein Volk in Mittel- und Osteuropa war mit einem derart unbändigen Freiheitswillen gegen das vermeintliche sozialistische Paradies unter der Führung des großen sowjetischen Bruders angerannt wie das polnische. Kein Pole hatte je vergessen, dass Stalin seine im Herbst 1944 bereits am östlichen Weichselufer stehenden Truppen zurückgehalten hatte, um der Luftwaffe Nazi-Deutschlands zunächst noch die Gelegenheit zu lassen, das historische Warschau als Vergeltung für den Aufstand seiner Bürger in Schutt und Asche zu legen. Und trotz aller gefälschten Geschichtsbücher hatte kein Pole vergessen, dass es nicht die Deutschen waren, die im Mai 1940 das Massaker von Katyn verübt hatten, sondern kein anderer Staat als der, dessen sozialistischer Bruder zu sein sie sich so vehement weigerten. Wer immer sich unter den Polen dem großen Bruder nicht verweigerte, wusste dennoch Bescheid und wurde als Opportunist eingestuft. Einem vielzitierten Seufzer zufolge war der Versuch, in Polen den Sozialismus unter sowjetischer Führung einzuführen, so sinnlos wie der Versuch, eine Kuh zu satteln. Seit 1956 folgte ein Aufstand dem anderen, und die Perioden dazwischen wurden immer kürzer und immer unruhiger. Seit 1978 schließlich gab es keinen Halt mehr: Je höher die Verehrung für den polnischen Papst Johannes Paul II. stieg, desto tiefer sank die Legitimität der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei PVAP in den Augen der polnischen Bevölkerung.

Als Gorbatschow mit Glasnost und Perestroika in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre den ungarischen und polnischen Reformbestrebungen folgte und zuletzt unverhohlen signalisierte, die Souveränität der mittel- und osteuropäischen Staaten zu respektieren, zog er der PVAP damit endgültig den Boden unter den Füßen weg. Der bis in die Spitzen von Partei, Militär, Polizei und vor allem in alle intellektuellen Zirkel und Universitäten hinein reichende Geist der Opposition, die große Autorität der katholischen Kirche, deren Oberhaupt das Regime bereits 1979 mit seinem furiosen Polen-Besuch gedemütigt hatte, und nicht zuletzt die schiere wirtschaftliche Not, die dringend nach durchgreifenden ökonomischen Reformen verlangte,

---

<sup>2</sup> Siehe hierzu u. a.: Pysz, 2011; Piatkowski, 2013.

führten dazu, dass niemand der PVAP auch nur einen Hauch an Problemlösungsfähigkeit zutraute. Und so warfen die Kommunisten im Juni 1989 der kraftstrotzenden bürgerlichen Opposition die Brocken sprichwörtlich vor die Füße. Das war der Beginn der friedlichen Revolution in Mittel- und Osteuropa.

Die Ereignisse des Mauerfalls im Jahre 1989 in Berlin sind ohne den Erfolg der polnischen Opposition ebenso wenig zu verstehen wie ohne die berühmte Äußerung Gorbatschows, wonach das Leben jene bestrafe, welche zu spät kommen. Auch wenn umstritten ist, was Gorbatschow am 6. Oktober 1989 in Ost-Berlin genau gesagt hatte, so war die Botschaft doch unmissverständlich angekommen: Die Sowjetunion wird sich den Veränderungen in den Mitgliedstaaten des Warschauer Pakts nicht in den Weg stellen. Glaubwürdigkeit erlangte dieses Signal allein schon deshalb, weil die UdSSR die freien Wahlen und die erste bürgerliche Regierung des Ostblocks in Polen bereits seit Monaten respektiert hatte. Zudem machte sie im Gegensatz zu Ost-Berlin 1953, Budapest 1956 und Prag 1968 keinerlei Anstalten, in die Entwicklung einzugreifen. Aber während andere Diktaturen auch ohne einen großen Bruder stabil waren und es bis heute sind, brach die Diktatur in der DDR ebenso zusammen wie jene in Ungarn, der Tschechoslowakei und schließlich auch jene in Rumänien und Bulgarien.

Alle folgten sie dem Beispiel der Polen, die gezeigt hatten, was ein Volk bewirken kann, wenn es seine Kräfte nur effektiv gegen seine Unterdrücker bündelt. Genau das taten nun auch die anderen, und zwar mit rasant steigender Geschwindigkeit. Der amerikanische Politologe Timur Kuran zitierte 1992 ein Banner aus den Protesten in der Tschechoslowakei im Herbst 1989, auf dem stand: „Polen – 10 Jahre, Ungarn – 10 Monate, Deutschland – 10 Wochen, Tschechoslowakei – 10 Tage.“ Und Kuran ergänzte: „Hätte man das Banner ein paar Wochen später erstellt, man hätte vielleicht hinzugefügt: Rumänien – 10 Stunden.“<sup>3</sup>

Zweifellos: Im Jahre 1989 hatte die Masse des Volkes bestimmt, wo es langgeht. Erst in Polen und dann in einem Land nach dem anderen hatte die Masse des Volkes gezeigt, welche Macht sie hat, und hierzu schien sie nicht einmal mehr Gewalt zu brauchen. Der Mythos der Revolution der Massen war kein Mythos mehr, sondern schien Realität geworden zu sein. Freilich übersah man im Zuge der allgemeinen Euphorie bereits damals ein paar

---

<sup>3</sup> Kuran (1992), S. 42 (Übers. d. Verf.).

Details: Eines davon war, dass parallel zur friedlichen Revolution in Europa an einer anderen Stelle der Welt eine ebenfalls friedlich aufbegehrende Menge mit brutaler Gewalt niedergeschossen wurde – und dass es mit dem Aufbegehren des Volkes im Anschluss vorbei war. Aber so weit musste man nicht einmal gehen, um ein differenzierteres Bild zu erlangen. Denn auch in Mittel- und Osteuropa war nicht alles friedlich zugegangen: Die Revolution in Rumänien verlief ebenfalls blutig, auch wenn sie schließlich erfolgreich war und das Regime des Diktators Nicolae Ceaușescu kollabier- te.

Freilich sollte klar sein, dass die blutigen Ereignisse in China und Rumänien alles andere als Details waren. Man hätte sie vielmehr damals bereits als Hinweis darauf verstehen können, dass alles andere als eine neue Zeit ange- brochen war und dass schon gar nicht das „Ende der Geschichte“ erreicht war, wie es seinerzeit der amerikanische Politologe Francis Fukuyama aus- gerufen hatte.<sup>4</sup>

Aber noch ein weiteres und nur scheinbar unbedeutendes Detail blieb in der allgemeinen Freude über die friedlichen Revolutionen fast unbeachtet: Die Zahl der protestierenden Massen umfasste zu keiner Zeit und in keinem Land wirklich einen Großteil der Bevölkerung. An den Leipziger Montags- demonstrationen nahmen zum Schluss zwar mehrere hunderttausend Perso- nen teil, und an der Berliner Alexanderplatz-Demonstration vom 4. Novem- ber 1989 war es möglicherweise gar eine Million. Aber das waren nur Spit- zenwerte im Verlauf einer Revolutionsbewegung, die im Wesentlichen von einer Zahl an Aktivisten getragen war, die zwar absolut groß war, aber nie- mals eine Mehrheit der Bevölkerung umfasste und daher auch nicht als die „große Masse“ der Bevölkerung hätte bezeichnet werden können. Ganz ähn- lich sah es in den anderen Ländern aus, die von der friedlichen Revolution in Mittel- und Osteuropa erfasst worden waren.

Gewiss: Wenn wir an die Legitimation der Revolutionäre von 1989 denken, so stellte das kein ernst zu nehmendes Problem dar. Denn wenn schon keine Mehrheit der Bevölkerung auf der Straße stand, so repräsentierten die akti- ven Protestierenden doch zweifellos die erdrückende Mehrheit der Bevölke- rung. Und dass sie die große Masse der Bevölkerung vertreten, haben schließlich spätestens seit der Oktoberrevolution in Russland so ziemlich

---

<sup>4</sup> Genau genommen schrieb er gleich ein ganzes Buch zu diesem Thema; siehe Fukuyama (1992).

alle Revolutionäre für sich in Anspruch genommen. Bekanntlich taten sie das aber nur selten, und in diesem Punkt sind die Revolutionäre von 1989 eher eine Ausnahme. Die Tatsache, dass es praktisch alle Revolutionäre seither stets behauptet haben, weist aber darauf hin, dass man sich unter einer Revolution heute vor allem solche politischen Umwälzungen vorstellt, welche die gesellschaftlichen Dinge nach dem Willen und dem Interesse einer großen Mehrheit des Volkes nach Zeiten der Unterdrückung neu regeln.

Damit haben wir die drei zentralen Bestandteile des heute verbreiteten Verständnisses von Revolutionen beisammen:

1. Revolutionen setzen die Rechte der großen Masse des Volkes ins Werk und damit ausdrücklich auch die Rechte jener, welche bislang von Einfluss und Mitbestimmung ausgeschlossen waren.
2. Revolutionen werden zwar nicht von einer Mehrheit, aber doch von einer großen Zahl von revolutionären Aktivisten getragen und vor allem von Revolutionären, welche die Mehrheit der Bevölkerung repräsentieren.
3. Revolutionen zielen auf die Errichtung einer neuen, moderneren Verfassung der Gesellschaft, welche es bisher nicht oder zumindest nicht in dem betreffenden Land gegeben hat und welche vor allem den Werten Gerechtigkeit, Freiheit und Demokratie zu ihrem Recht verhelfen soll.

Aus diesen drei Elementen besteht das, was wir den modernen Mythos der Revolution nennen wollen. Ob dieser Mythos die Wirklichkeit revolutionärer Ereignisse zutreffend beschreibt, wird die zentrale Frage aller unserer Überlegungen sein. Eines allerdings müssen wir an dieser Stelle schon festhalten: In der längsten Zeit der Geschichte hatten Revolutionen mit dem modernen Mythos von Revolution rein gar nichts zu tun. Zwar hat es Revolten und gewaltsame Umstürze immer schon gegeben, aber die hatten mit den Revolutionen nach dem heute verbreiteten Verständnis nichts gemein. Vielmehr waren sie stets das Geschäft einer kleinen Elite an der Spitze strikt hierarchisch gegliederter Gesellschaften gewesen. Und sie waren nie auf das Ziel einer besseren Welt gerichtet, erst recht nicht auf Gerechtigkeit, Freiheit und Mitsprache für die große Masse der Bewohner eines Landes. Geradezu abwegig wäre noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts der Anspruch erschienen, eine Gesellschaft von Gleichen unter Gleichen gründen zu wollen. Hierzu schrieb die große politische Philosophin Hannah Arendt:

*„Gleichheit, wie wir sie verstehen, wonach jeder Mensch als ein Gleicher geboren ist, also Geburt bereits die Gleichheit schafft und garantiert, war allen Jahrhunderten vor dem Anbruch der Neuzeit schlechthin unbekannt.“<sup>5</sup>*

Von Émilie du Châtelet, einer Naturwissenschaftlerin, Gefährtin und Geliebten Voltaires, berichtet dessen Sekretär, sie würde sich „unbedenklich im Beisein ihrer Bedienten entkleiden, weil sie es noch nicht recht für ausgemacht hielt, daß Bediente Menschen sind.“<sup>6</sup> Dabei war Émilie du Châtelet alles andere als das, was man heute eine Reaktionäre nennen würde. Neben ihren naturwissenschaftlichen Schriften und Übersetzungen war sie eine profilierte Aufklärungsphilosophin und kritisierte in zum Teil beißenden Worten religiöse Dogmen und die Dominanz der Männer.<sup>7</sup> Aber was die übrige hierarchische Fügung der Gesellschaft angeht, so blieb selbst der Blick einer Émilie du Châtelet von oben herab auf jene gerichtet, deren Position sich scheinbar naturgegeben von ihrer eigenen unterschied.

Vor diesem Hintergrund wundert es nicht, dass der Begriff der Revolution im Zusammenhang mit dem Umsturz gesellschaftlicher Hierarchien eine ziemlich neuartige Erscheinung ist. Tatsächlich kennzeichnete man politische Umwälzungen überhaupt erst im 17. Jahrhundert erstmals mit dem Begriff der Revolution. Aber selbst da verstand man darunter zunächst noch etwas grundsätzlich anderes als das, was man heute meist darunter versteht. Das gilt auch für die Protagonisten der Glorious Revolution der Jahre 1688 und 1689 in England, der vielleicht ersten modernen Revolution. Zwar kommt der langfristig von der Glorious Revolution ausgelöste Prozess dem heutigen Verständnis von Revolution relativ nahe, doch werden die Hauptakteure dieser Revolution einen solchen Prozess weder beabsichtigt noch überhaupt nur überblickt haben. Vielmehr zielte ein Teil von ihnen schlicht auf die Restaurierung der Monarchie, während ein anderer Teil die Gelegenheit nutzte, um Mitspracherechte für sich durchzusetzen. Im Ergebnis hatte die Einsetzung von Wilhelm III. von Oranien als König jedenfalls einen Preis, und der bestand in dem Zugeständnis, die restaurierte Monarchie einer Kontrolle des Parlaments zu unterwerfen.

---

<sup>5</sup> Arendt (1963), S. 48.

<sup>6</sup> Zitiert nach de Tocqueville (1856/1978), S. 182.

<sup>7</sup> Siehe Badinter (1984).

Dass dieser Preis den Nebeneffekt haben sollte, den Weg in die erste parlamentarische Demokratie zu ebnet, wird zu diesem Zeitpunkt niemand auch nur erahnt haben. Denn das paradox erscheinende Ergebnis der Glorious Revolution bestand zunächst einmal allein darin, dass wieder ein König an der Spitze der englischen Gesellschaft stand. Übrigens dürfte die Bezeichnung „glorious“, die sie von englischer Seite wegen der weitgehend unblutigen Entwicklung bekam, zumindest von den Katholiken in Irland und in den schottischen Highlands, die nach der Inthronisierung von Wilhelm III. in blutigen Schlachten von der englischen Krone unterworfen wurden, als blanker Hohn empfunden worden sein.

Vordergründig ging es zunächst einmal ohnehin um religiöse Streitigkeiten, und die bestimmten die englische Politik nicht erst im Jahr 1688. Bereits Karl II aus dem Haus der Stuarts, der England von 1660 bis 1685 regierte, stand dem Katholizismus nahe, allerdings nicht so nahe, dass er sich für die Rechte der Katholiken im anglikanischen England eingesetzt und damit seinen Thron gefährdet hätte. Stattdessen erließ er Gesetze gegen Katholiken und Nonkonformisten – sehr zur Freude von Kirche, Adel, Parlament und großen Teilen der Bevölkerung. Während Karl II. erst auf dem Totenbett praktisch in letzter Minute zum Katholizismus konvertierte, hatte sein Bruder und Nachfolger Jakob II. diesen Schritt bereits Ende der 1660er Jahre vollzogen. So entstand mit seiner Thronbesteigung im Jahr 1685 die paradoxe Situation, dass ein Katholik König von England und damit Oberhaupt der Anglikanischen Kirche wurde.

Doch das war nicht das einzige Problem: Jakob II. neigte zum Absolutismus und verärgerte Hochadel, Kirche und Bevölkerung durch seine rücksichtslose Politik und den rigorosen Griff in die Geldbeutel seiner Untertanen. Unmittelbarer Auslöser der Glorious Revolution war schließlich die „Declaration of Liberty of Conscience“, die Erklärung zur Religionsfreiheit, vom 4. April 1687, die das Recht auf freie Religionsausübung für Katholiken und protestantische Dissidenten verkündete. Die Anordnung des Königs, dass alle anglikanischen Geistlichen dieses Toleranzedikt von ihren Kanzeln zu verkünden hätten, wurde fast vom gesamten Klerus schlichtweg ignoriert.

Sieben Bischöfe mit dem Erzbischof von Canterbury an der Spitze protestierten massiv gegen die Politik des Königs, der ihnen daraufhin kurzerhand den Prozess machte. Doch als das Gericht sich weigerte, die sieben Geistli-

chen wegen Aufruhr und Verleumdung zu verurteilen und es daraufhin spontane Freudenkundgebungen der Londoner Bevölkerung gab, war klar: Die Macht Jakobs II. hing an einem seidenen Faden. Als dem König im Juni 1688 ein Sohn geboren wurde, eskalierte die Situation: Da Jakob in zweiter Ehe mit der katholischen Maria von Modena verheiratet war, wurde ein Thronfolger geboren, der nicht der anglikanischen Staatskirche angehörte.

In dieser Situation wandten sich sieben englische Magnaten mit einem „Einladungsbrief“ an den stramm protestantischen Wilhelm von Oranien, den Statthalter der Vereinigten Niederlande und Ehegatten Marias, der ältesten Tochter Jakobs II., und forderten ihn zur Invasion auf, um Jakob II. damit zur Revision seiner Politik zu zwingen. Dies ließ sich der Niederländer nicht zweimal sagen: Er landete im November 1688 mit kleinem Gefolge. Obwohl militärisch überlegen, floh Jakob II. kurze Zeit später nach Frankreich.

Und genau hier kommt der Preis ins Spiel, den das neue Königspaar für den englischen Thron zu zahlen hatte: Sie unterzeichneten die Bill of Rights, eines der grundlegenden Dokumente des Parlamentarismus, das die Rechte des englischen Parlaments gegenüber dem König regelte und am 26. Oktober 1689 Gesetzeskraft erlangte. Durch sie war es vorbei mit absolutistischer Willkür: Die Bill of Rights verpflichtete den König, das Parlament in regelmäßigen Abständen einzuberufen, und er benötigte dessen Zustimmung zur Erhebung von Steuern und Abgaben. Darüber hinaus genießen die Parlamentarier seitdem Immunität und völlige Redefreiheit und müssen sich bei Vergehen nur noch vor dem Parlament und nicht mehr vor dem König verantworten.

So begründete die Bill of Rights die konstitutionelle Monarchie in England und diente als Vorbild für die Entwicklung des Parlamentarismus in vielen Ländern. Die bedeutenden Fortschritte für die Demokratie waren zunächst jedoch ausschließlich ein Gewinn für die Parlamentarier, und die Hauptakteure dieser Revolution waren gekrönte Häupter, Kirchenfürsten und der Adel, die nichts anderes im Sinn hatten, als ihre traditionelle Machtposition zu festigen. Das gemeine Volk kam in ihren Überlegungen gar nicht vor. Und doch setzte die Glorious Revolution eine Bewegung in Gang, die schließlich die gesamte Bevölkerung einbezog: Denn aus der Kontrolle der Staatsfinanzen durch das Parlament entwickelte sich Zug um Zug eine moderne Steuerbürokratie und eine rationale Finanzwirtschaft, und das stärkte

die Eigentumsrechte auch außerhalb des Adels und förderte damit eine breitere wirtschaftliche Entwicklung. Eine neue bürgerliche Schicht entstand, die mit ihren Erfolgen im Handel und dem Aufbau von Privatvermögen die Basis für die erfolgreiche Rolle Englands in einer ganz anderen revolutionären Bewegung schuf – der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts.

In diesem Sinne war die Glorious Revolution in der Tat die erste politische Umwälzung, die nach dem heutigen Verständnis einer Revolution zumindest nahe kam. Sie war aber zugleich schon die letzte, welche dem damaligen Verständnis des eben erst geborenen Begriffs einer gesellschaftlichen Revolution entsprach. Denn gerade auch die Protagonisten der Glorious Revolution verbanden damit etwas grundlegend Anderes, und dies mag deutlich werden, wenn wir uns die ursprünglich aus der Astronomie stammende Bedeutung ansehen. Dort bezeichnete man eine Revolution als einen Prozess des Zurückwälzens im Rahmen der immerwährenden Kreisbewegung der Himmelskörper, welche *revolvierend* stets wieder zu den gleichen Anordnungen zurückfinden.<sup>8</sup> Ganz analog dazu stellte man sich die Geschichte der Menschheit wie einen immerwährenden zirkulären Prozess vor, der stets wieder zu der als natürlich empfundenen Ordnung der gesellschaftlichen Dinge zurückkehrt.

Zu dieser natürlichen Ordnung gehörte es, dass jeder Mensch seinen ihm zugewiesenen Platz in einer natürlichen Hierarchie einzunehmen hat und es ein Zeichen von Fehlentwicklung ist, wenn sich gesellschaftliche Gruppen politische Macht anmaßen, welche in der natürlichen Ordnung nicht als Eliten vorgesehen sind. Die Idee, dass Unfreiheit und Armut der Massen die Schuld der Mächtigen an der politischen Spitze sein könnten, hat bis weit in die Neuzeit niemand ernsthaft in Betracht gezogen. Vielmehr waren Unfreiheit und Armut für jene, die es betraf – also für die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung – Teil der göttlichen oder natürlichen Fügung, zu der die Dinge in einem ewigen Kreislauf immer wieder zurückfinden. Hierzu schrieb Hannah Arendt:

---

<sup>8</sup> Deutlicher im Original des revolutionären Buches „*De Revolutionibus orbium coelestium*“ (Über die Kreisbewegungen der Weltkörper) von Nikolaus Kopernikus aus dem Jahre 1543.

*„[D]er Unterschied zwischen Arm und Reich als solcher hat bis zum Anbruch der Neuzeit und bis zum Ausbruch der Revolutionen des achtzehnten Jahrhunderts als ebenso natürlich für das Leben des politischen Organismus gegolten wie der Unterschied zwischen Krank und Gesund im Leben des menschlichen Organismus.“<sup>9</sup>*

Und an einer anderen Stelle schreibt sie:

*„Die Vorstellung, dass gerade die Armen, weil sie ‚nichts zu verlieren haben als ihre Ketten‘, imstande sein könnten, die Fesseln der Unterdrückung ein für allemal zu sprengen, ist uns durch Marx‘ Lehren so geläufig geworden, daß wir versucht sind zu vergessen, daß niemand vor der Französischen Revolution je auf diesen Gedanken gekommen ist.“<sup>10</sup>*

Ganz im Gegenteil: Revolution wurde zunächst als ein Prozess betrachtet, der ein vorübergehendes Abdriften von der Natur der Dinge korrigiert und die natürliche Ordnung wiederherstellt – *revolviert* eben. Daher wurde Revolution zunächst nicht als ein progressiver, nach vorne strebender Prozess verstanden, der eine überkommene Ordnung zugunsten einer neuen, besseren und gerechteren Ordnung überwindet; vielmehr war sie Teil des immerwährenden Kreislaufs, der stets an seinen Ausgangspunkt zurückkehrt:

*„Nichts lag dem ursprünglichen Sinn des Wortes ‚Revolution‘ ferner als die Vorstellung, daß menschliches Handeln einen Prozeß einleiten könnte, der der alten Ordnung ein endgültiges Ende setzt und die Geburt einer neuen Welt herbeiführt.“<sup>11</sup>*

Genau dieses Denken war auch den Protagonisten der Glorious Revolution selbstverständlich. Man erkennt es allein daran, dass ihr Ansatz darin bestand hatte, mit dem Haus von Oranien ein konkurrierendes Königshaus einzuspannen, um eine Ordnung wiederherzustellen, die ihnen als völlig natürlich erschien. Dass sie sich zugleich mit der Bill of Rights gegen eigene Machtverluste absicherten, ließ ihren Revolutionsbegriff für mindestens 200 weitere Jahre unberührt. Selbst mit der Französischen Revolution änderte sich dieser Begriff nur zögerlich, denn auch deren Protagonisten dach-

---

<sup>9</sup> Arendt (1963), S. 25.

<sup>10</sup> Arendt (1963), S. 83 (Hervorhebung im Original).

<sup>11</sup> Arendt (1963), S. 51.

ten zunächst an die Restauration einer Ordnung, die aus ihrer Sicht durch die Auswüchse des Absolutismus aus den Fugen geraten war.

Selbst der amerikanische Unabhängigkeitskampf, der erstmals in eine demokratische Gesellschaft von Gleichen unter Gleichen mündete,<sup>12</sup> lebte zunächst von der Rückbindung an die englischen Verhältnisse, welche die amerikanischen Siedler in der Welt nicht mehr verwirklicht sahen. Genau das begründete den Schlachtruf der berühmten *Boston Tea Party*: „Keine Steuer ohne Repräsentation.“ Denn dieser Schlachtruf besagte, dass jeder, der Steuern an die englische Krone zu entrichten hatte, im englischen Parlament auch repräsentiert sein müsse, egal ob er sich in Übersee oder im Kernland befand. Dass die Amerikanische Revolution schließlich etwas ganz Neues, bisher nicht Dagewesenes schaffen würde, war den aufbegehrenden Amerikanern zu diesem Zeitpunkt ebenso wenig bewusst wie den frühen Aktivisten der Französischen Revolution.

So wandelte sich die Bedeutung des Begriffs der Revolution erst im Verlaufe der beiden großen politischen Umwälzungen des 18. Jahrhunderts. Unter den politischen Philosophen hatte die Vorstellung eines ewigen Kreislaufs der Dinge allerdings schon im Vorfeld Risse bekommen, denn diese arbeiteten bereits seit dem 17. Jahrhundert an Konzepten, in denen sich Menschen fern einer von „oben“ gegebenen natürlichen Ordnung in freiem Entschluss auf die Spielregeln einer selbst entworfenen gesellschaftlichen Ordnung einigen könnten. Aber außerhalb akademischer Studierstuben wurden diese Überlegungen erst im Verlaufe der Amerikanischen und der Französischen Revolution überhaupt aktuell. Als nämlich klar wurde, dass diese beiden Revolutionen nicht *revolvierend* sein und daher auch keine wie immer gedachte alte Ordnung wiederherstellen würden, da schlug die große Stunde der neuzeitlichen politischen Philosophie.

Seither haben alle Revolutionäre die Werke von Thomas Hobbes bis Karl Marx vor Augen gehabt, und das lag daran, dass sie von nun an als Akteure bekannt wurden, deren Ziel es war, zu neuen Ufern aufzubrechen. Von vielen der neuzeitlichen Philosophen haben sich diese Revolutionäre freilich in die Irre führen lassen, aber umgekehrt haben Konzepte der politischen Philosophie wohl nie wieder eine so fruchtbare Rolle gespielt wie in der Ent-

---

<sup>12</sup> Dass sie nicht einmal auf die Idee kamen, Schwarze und indigene Amerikaner in den Kreis der Gleichen einzuschließen, unterstreicht noch einmal, wie sehr sie in der Vorstellung vom ewigen Kreislauf der natürlichen Ordnung der Dinge gefangen waren.

stehung der ersten und bis heute bestehenden Demokratie. James Madison, Thomas Jefferson, John Adams, David Hamilton und all die anderen Gründerväter der Vereinigten Staaten hatten die Werke der neuzeitlichen politischen Philosophen nicht nur selbst geradezu verschlungen; vielmehr hatten die meisten von ihnen selbst Beiträge dazu verfasst, von denen viele bis heute zum maßgeblichen Bestand der modernen politischen Philosophie gehören.<sup>13</sup>

Mit der Amerikanischen und der Französischen Revolution hatte sich der Begriff der Revolution also deutlich verschoben. Denn von nun an bezeichnete er einen Wandel hin zu einer neuen Gesellschaft; und vor allem zu einer Gesellschaft, die sich durch einen höheren Grad an Freiheit auszeichnet. Der französische Universalgelehrte, Aufklärer und demokratische Vordenker Nicolas Cariat, Marquis de Condorcet (1743–1794), gehörte zu den intellektuellen und politischen Begleitern der Französischen Revolution, bevor er 1793 vor den Jakobinern fliehen und abtauchen musste. Im März 1794 wurde er dann doch noch gefasst und starb schließlich unter bis heute ungeklärten Umständen in der Haft. Im Jahre 1793, vier Jahre nach dem Ausbruch der Revolution und am Vorabend des Jakobinischen Terrors, schrieb er zum Wesen der Revolution:

*„Das Wort Revolutionär darf nur auf Revolutionen angewendet werden, welche die Freiheit zum Gegenstand haben.“<sup>14</sup>*

Diese Feststellung eines der intellektuellen Schwergewichte seiner Zeit dokumentiert vielleicht am deutlichsten den Wandel des Begriffs der Revolution während der Französischen Revolution. Freiheit und Neuanfang waren von nun an die Erkennungsmerkmale einer Revolution, und diese Merkmale haben sich bis heute gehalten, wie wir noch einmal bei Hannah Arendt nachlesen können:

---

<sup>13</sup> Die im Zuge der Diskussion um die Verabschiedung der US-amerikanischen Verfassung von 1787 in einer Reihe von New Yorker Zeitungen erschienenen 85 „Federalist Articles“ von Alexander Hamilton, John Jay und James Madison dürfen heute ohne Zweifel zu den Klassikern der modernen politischen Philosophie zählen. Durchstreift man allerdings einmal die modernen deutschen Lehrbücher politischer Theorie und Philosophie, so findet man, dass die „Federalist Articles“ in der deutschen Politikwissenschaft kaum zur Kenntnis genommen werden. Das ändert nichts daran, dass sie unbedingt lesenswert sind; siehe Adam (1994). Der guten Ordnung halber sollten aber auch die Artikel der damaligen Gegner des Verfassungsentwurfs erwähnt werden; siehe hierzu Storing (1985).

<sup>14</sup> Condorcet, Nicolas Marquis de (1793) (Übers. d. Verf.).

„Daß die Idee der Freiheit und die Erfahrung eines Neuanfangs miteinander verkoppelt sind in dem Ereignis selbst, ist für ein Verständnis der modernen Revolution entscheidend. [...] Nur wo dieses Pathos des Neubeginns vorherrscht und mit Freiheitsvorstellungen verknüpft ist, haben wir das Recht, von Revolution zu sprechen.“<sup>15</sup>

Freilich führte nur die Amerikanische Revolution auf direktem Wege in eine freiheitliche Demokratie, während die Französische Revolution zunächst einmal in ein Terrorregime und von dort zurück in ein Kaiserreich mündete. Bereits dies zeigt, dass Anspruch und Wirklichkeit des gewandelten Begriffs von Revolution nicht unbedingt zusammenpassen mussten. Im Falle der beiden Revolutionen des 18. Jahrhunderts erklärt sich der Unterschied nicht zuletzt aus den unterschiedlichen Ideen darüber, in welcher Form sich ein Volk eine neue Ordnung geben kann, nachdem es durch die Revolution von der alten Herrschaftsordnung befreit worden ist.<sup>16</sup>

Mit dem neuen Begriff der Revolution war aber noch keineswegs geklärt, was die Ursachen von Revolutionen waren und wer sie vorantrieb. Die Antwort darauf scheint auf den ersten Blick selbstverständlich: Es ist stets das Volk, und es findet sich zur Revolution zusammen, wenn es der alten Herrschaftsstrukturen überdrüssig ist. Aber so einleuchtend und fast schon zwingend diese Feststellung auch erscheint, so ist sie doch zu einfach. Denn das Volk schlechthin gibt es nicht. Wir erinnern uns: Bis in die Zeit der beiden großen Revolutionen des 18. Jahrhunderts hinein war das Volk in einer strikten Hierarchie gegliedert, deren scheinbar natürliche Quelle bis dahin kaum jemand ernsthaft infrage gestellt hatte. Welche Einwohner auf welcher Ebene der Hierarchie hätten also mit „dem Volk“ überhaupt gemeint sein können? Dass die „breite Masse“ derjenigen, die auf der untersten Stufe

---

<sup>15</sup> Arendt (1963), S.34 und S.41.

<sup>16</sup> Das Denken der französischen Revolutionäre war ganz wesentlich von der Idee des *volonté general* (dem gemeinsamen Willen) von Jean Jacque Rousseau (1762/2008) geprägt, unter dem sich zu sammeln nach Ansicht des Jakobiners Maximilien de Robespierre der einzige Weg zur Vollendung der Freiheit in der Gesellschaft war. Dazu aber brauchte er die unbeschränkt zentralisierte und unkontrollierte Macht des Staates, was auf direktem Wege in den Jakobinischen Terror führte. Im Gegensatz dazu waren die amerikanischen Revolutionäre vor allem von den Einsichten Charles de Secondat, Baron de Montesquieu, geprägt. Sein Denken prägte das Misstrauen der amerikanischen *founding fathers* gegenüber jedweder zentralisierten Macht, und das führte direkt zu dem amerikanischen Prinzip der *checks and balances*. Zu den klassischen Analysen der beiden Revolutionen und ihrer Unterschiede gehören die von Alexis de Tocqueville (1836; 1867) und, in neuerer Zeit, wiederum die von Hannah Arendt (1963).

der Hierarchie standen, irgendein Recht hätte haben können, im Wege einer Revolution die Macht zu übernehmen, wäre zumindest aus der damaligen Sicht eine fast schon groteske Vorstellung gewesen.

Aber wir erinnern uns auch daran: Man war gerade im Begriff, sich von der Idee der ewigen Kreisläufe in einer immerwährenden natürlichen Ordnung zu verabschieden. Damit verabschiedete man sich auch von der Idee einer statischen Ordnung der Dinge, die nie vorwärtsschreitet und nie grundsätzlich Neues erschafft, sondern stets dazu tendiert, die als natürlich empfundenen Hierarchien zu bewahren oder wiederherzustellen. Nun, da man diese statische Idee verworfen hatte und zu neuen Ufern aufgebrochen war, lag es nahe, sich dynamische Gesetzmäßigkeiten der Geschichte vorzustellen.

Und genau das tat man: Von nun stellte man sich keine ehernen Gesetze mehr vor, die die gesellschaftlichen Hierarchien vor einem als unnatürlich empfundenen Abdriften bewahrten. Aber man entwickelte eine ganz ähnliche Idee: Man begann damit, sich ehernen Gesetze vorzustellen, die den dynamischen Gang der Geschichte vorantreiben, welche die gesellschaftliche Ordnung in einem dialektischen Prozess immer neuen, immer moderneren Strukturen zutreiben. Eines der einflussreichsten intellektuellen Kinder der Französischen Revolution war Georg Wilhelm Friedrich Hegel, auf den sich unter anderem eine junge und aufsässige Gruppe von Anhängern berief, die sich „Junghegelianer“ nannten. Einer dieser Junghegelianer sollte mit seinen revolutionären Theorien ebenso wie mit seinem radikalen politischen Engagement Geschichte schreiben. Sein Name war: Karl Heinrich Marx.

Mit den übrigen hegelianischen Geschichtsphilosophen teilte Marx die Idee, dass der Lauf der Geschichte ehernen Gesetzmäßigkeiten folge, einer List der Vernunft also, die man zwar verstehen, die man aber nicht ändern oder in ihrem grundsätzlichen Lauf aufhalten könne. Der dynamische Fortschritt von einer Gesellschaftsform zur nächsten war in ihren Augen zwingend und insoweit nur scheinbar von Menschen vorangetrieben. Eine der Besonderheiten der marxistischen Variante der Geschichtsphilosophie war, dass jeder historische Sprung auf eine höhere Stufe der Gesellschaftsordnung zur nächsten durch eine Revolution ausgelöst wurde; und deren Ursache fand sich wiederum in den inneren Widersprüchen, in die sich die alte Ordnung im Laufe der Zeit immer weiter verwickeln musste.

Jede Epoche hatte ihren Sinn und musste durchlaufen werden – auch und gerade jene des Kapitalismus. Aber so wie sie notwendigerweise durchlau-